

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 86.

Samstag, 13. April.

1929.

(6. Fortsetzung.)

## Der Moro-Konzern.

(Nachdruck verboten.)

Roman von H. Weirauch.

Ihr Stolz verbot ihr, eine ihr nahegelegte Verbindung mit einem reichen, aber ungeliebten Industriellen einzugehen. Sie wollte lieber ihr Brot durch Arbeit verdienen, als im Reichtum an der Seite eines ihr gleichgültigen Manes leben. Ihr Stolz war es auch, der sie vor jeder nicht gewünschten Annäherung schützte.

Frau Moro, die Tochter eines rheinischen Großindustriellen, hatte ihren Gatten in jungen Jahren kennengelernt. Der ehrgeizige, rücksichtslose Mann von annähernd dreißig Jahren hatte die Neunzehnjährige seinen eigensüchtigen Zwecken geopfert, indem er sie ohne Liebe an den Altar führte. Die reichen Mittel seiner jungen Gattin und die ihm durch sie gewordenen großen Geschäftsverbindungen hatten ihm die Wege geebnet, auf denen er, durch Gefühlsregungen unbeschwert und ohne Skrupel, rastlos vorwärts strebte. Nach kurzer Ehe war eine Entfremdung eingetreten, die mit den Jahren dazu führte, daß jeder der beiden Ehegatten seine eigenen Wege ging. Vielleicht, daß ein Kind es vermocht hätte, diese traurige Wendung zu verhüten, indem es in dem harten Manne die Empfindung für die Schönheiten und tiefen Werte eines glücklichen Familienlebens geweckt hätte. So aber war dies ausgeblieben, und der Mann kannte nichts weiter als seine ehrgeizigen Ziele. Die Frauen waren ihm lediglich Mittel zum Zweck.

Es konnte nicht ausbleiben, daß nach dem Verbrausen der ersten Stürme mit den hinschwindenden Jahren die sich um Moro verbreitende Leere ihm allmählich zum Bewußtsein kam, doch die auseinanderstrebende Ehe ließ sich nun nicht mehr zusammenzwingen. Der eine Teil hatte zuviel gelitten, um das jemals wieder vergessen und vergeben zu können, und der andere Teil war zu stolz und hart, um durch Entgegenkommen den gemachten Fehler zuzugeben.

So bestand ohne jeden inneren Zusammenhang das äußere Band fort und mußte allmählich für beide Teile zur lästigen Fessel werden, dann nämlich, wenn für den einen oder anderen aus irgendeinem Grunde eine neue Verbindung erstrebenswert wurde. In Moros Leben war die Frau noch nicht getreten, die in ihm die Empfindungen auslöste, die man gemeinhin mit Liebe bezeichnet.

Frau Moro aber hatte sich nach schweren Kämpfen zu dem jetzigen Standpunkt durchgerungen, der sie in ihrer Ehe ideale Werte nicht mehr erhoffen ließ, während ihr andererseits aus dieser große Mittel zufließen, deren sie zur Bestreitung ihrer Auslandsreisen benötigte. Moro hatte es verstanden, auch in den schlechten Zeiten ihr Vermögen nicht zu vermindern, sondern zu vervielfachen.

Zwischen Moro und Katscha nun hatte sich ein Verhältnis gegenseitigen Vertrauens herausgebildet, das den Geschäftsmann veranlaßte, mit dem taktvollen und klugen Mädchen viele Dinge zu besprechen, die er dritten nicht anvertraut haben würde. Katscha aber sah in dem erfolgreichen und vielumworbene Manne, in dessen Hause sie ein zweites Heim gefunden hatte, den väterlichen Freund, dem sie in Dankbarkeit zugehört war und dessen Wohltaten sie durch Einsetzen ihrer ganzen Sorakraft für die Führung seines großen Hauses

und die Betreuung seiner Person zu vergelten trachtete.

Von unbestimmter Angst getrieben, kam sie eines Abends im Laufe der Unterhaltung auf die Vorgänge der letzten Tage zu sprechen.

„Was sagst du zu diesen unheimlichen Fällen?“ fragte sie, „bei beiden stelen Herren zum Opfer, denen du nahestandest. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß da irgendeine Verbindung besteht. Wie ich dazu komme, ist mir selbst nicht klar, aber ich werde diese Empfindung nicht los.“

„Was soll ich da sagen?“ erwiderte Moro ruhig, während sein Blick für einen Augenblick mit dem Ausdruck des Erstaunens auf dem Mädchen ruhte. „Die beiden Fälle sind natürlich sehr bedauerlich und mir, besonders bei meinem Freunde Ruspens, nahe gegangen. Aber was meinst du mit der Verbindung, die da bestehen soll?“

„Nun“, gab das Mädchen unsicher zurück, „ich weiß das eigentlich selbst nicht recht, es ist mehr ein Gefühl. Beide Herren standen mit dem Moro-Konzern in nahen Beziehungen. Beide galten außerdem für sehr begütert. Sieht es nicht gerade so aus, als würde da von irgendeiner Seite planmäßig gearbeitet? Es ist wohl die Sorge um dich, die mir diesen Gedanken eingibt. Deine Beziehungen zu den beiden Ermordeten könnten dich doch vielleicht auch in Gefahr bringen.“

„Das sind Zufälle, die dich nicht beunruhigen sollten, mein liebes Kind“, erwiderte Moro, „was soll mir da für Gefahr drohen? Aber wenn du Planmäßigkeit siehst, so magst du recht haben. Der Mörder handelt nach einem bestimmten Plan, wenn er sich in den Besitz des Geldes seines Opfers bringen will. Daß in den beiden Fällen, worüber wir reden, der Plan kein schlechter war, geht daraus hervor, daß bis zur Stunde jeder Anhalt über die Person des Täters oder der Täter fehlt. Im ersten Falle, bei dem Grafen Schonburg, hat es sich übrigens um einen Racheakt gehandelt, denn der einzige, der von dem Tode des Grafen Nutzen hatte und noch hat, ist sein Bruder, der Graf Konstantin; der aber kommt wohl als Mörder nicht in Frage, er wäre viel zu weich, einen solchen Plan, der immerhin Energie und Umsicht erfordert, zu fassen. Er muß sich also eigentlich bei dem anderen, der ihn durch seine Tatkraft und Umsicht in den Besitz des reichen Erbes brachte, bedanken.“

„Aber lieber Onkel“, warf Katscha erschreckt ein, „du redest ja gerade so, als hätte der Mörder ein gutes Werk getan. Wenn es sich beim Grafen Schonburg um einen Racheakt handelt, so ist die Tat vielleicht noch eher begreiflich, aber der, welcher den armen Herrn Ruspens ermordet hat, nur um sein Geld an sich zu bringen, ist doch verabscheuungswürdig. Er wird auch nie durch dies Geld froh werden, das er auf so schreckliche Weise in seinen Besitz gebracht hat.“

„Das glaube nicht“, widersprach Moro dem Mädchen, „ich kann mir wohl denken, daß der Mörder sich mit seiner Beute ganz wohl und zufrieden fühlt.“

„Aber das ist doch ganz unmöglich!“ warf Katscha ein.

„Unmöglich?“ gab Moro zurück. „Warum nicht gar? Macht sich etwa der Geschäftsmann Gedanken

darüber, wenn er zu Welt gekommen ist, indem er einen anderen Geschäftsmann ruinierte? Mäßen sich die Bewohner eines Landes darüber Gedanken, daß sie reicher geworden sind, indem sie ein anderes Land in Elend und Not brachten, indem sie Millionen von Menschen in den Tod jagten. Denke an den Krieg! Was ist denn das anderes als Mord und Raub. Das ist nun einmal der Gang der Welt. Leben im Kampf, jeder sucht für sich zu erraffen, was er kann. Wenn wir uns vor dem Morde scheuen, so liegt das weniger daran, daß die Moral ihn uns verbietet, als daran, daß wir die Strafe fürchten.“

„Also verurteilst du die Menschen nicht, die diese beiden furchtbaren Taten auf dem Gewissen haben?“ fragte das Mädchen mit einer Stimme, der man die innere Bewegung anmerkte.

„Ich verurteile sie natürlich nach den Begriffen unserer heutigen Moral. Wer aber sagt uns, daß diese Moral die richtige ist. Du brauchst nicht zu erschrecken, ich sagte, ich kann mir denken, daß jemand die Früchte eines Mordes ohne Gewissensbisse genießt. Ist es denn nicht viel humaner, einen Menschen zu töten, um sich in Besitz seines Geldes zu setzen, als ihn und seine Familie aus dem gleichen Grunde der Not und dem Hunger preiszugeben, wie es im geschäftlichen Leben oft genug vorkommt?“

„Weißt du, Onkel“, sagte sie nachdenklich, „der Gedanke verfolgt mich seit jener Nacht, in der ich dich mit dem jungen Grafen in der Halle antraf. Der Graf hatte einen so seltsamen, starren Ausdruck, als sehe er mit Schrecken das Furchtbare kommen, das in der gleichen Nacht Tatsache wurde. Damals konnte ich mir diesen Ausdruck des Grafen nicht erklären. Aber nachher kam mir plötzlich der Gedanke, er habe vielleicht von der entsetzlichen Tat gewußt, sie aber nicht verhindern können.“

„Ach was“, fiel Moro ein, „der Graf ist ein Phantast, ein Träumer, der nur für seine Flugzeugverbesserungen Interesse hat; er wäre nie imstande, den Gedanken zu einem Morde zu fassen. Da ist Brandt, sein Ingenieur, ein anderer Kerl. Der hat Energie und Willen. Er ist es, der die Ideen des Grafen aus dem Reich der Phantasie ins wirkliche Leben herunterholt und damit erst brauchbar macht. Ohne ihn wären die Schönburgschen Erfindungen, Schlösser, die im Monde liegen. Solche Menschen können zu Mördern werden, wenn es gilt, ein Ziel unter allen Umständen zu erreichen.“

Ein frohes Erröten war über Katschas Gesicht geschlitten, als der anspruchsvolle Mann mit Anerkennung den Namen Brandt erwähnte. Die letzten Worte aber erschreckten das Mädchen. Zuweilen begriff es den Onkel nicht.

Rolf Brandt war der einzige eines in der Nähe der Herrschaft Schönburg ansässigen Landarztes, war ein Jugendfreund der beiden Grafen gewesen und hatte bereits als Kind viel auf dem Schlosse verkehrt. Während seines Studiums, dem er in Berlin oblag, hatte er die Verbindung mit dem gräflichen Hause nicht abreißen lassen.

Als nach dem Tode des alten Grafen der Besitz in die Hände des ältesten Sohnes Bodo von Schönburg überging, war der jüngere Bruder nach Berlin übergesiedelt und hatte sich literarischen Studien gewidmet, ohne jedoch darin mehr wie ein Mittel der Unterhaltung und Ablenkung zu erblicken. Hier hatten sich die beiden Jugendfreunde wiedergetroffen und dann erneut aneinander angeschlossen.

Von Rolf Brandt, der sich als Ingenieur und Flieger in erster Linie mit den Fragen des modernen Flugwesens beschäftigte, auf dieses Gebiet mit seinen ungeheuren Möglichkeiten aufmerksam gemacht, hatte der Graf sich diesem mit Eifer zugewandt. In seinem auf alles Abenteuerliche eingestellten Geiste waren dann auch bald eine Anzahl seiner Gedanken und Ideen entstanden, die zwar reichlich phantastisch und mangels genügender wissenschaftlicher Kenntnisse nicht richtig durchdacht waren, die aber dem Ingenieur doch manche interessante Anregung boten.

Rolf Brandts geübtes Wissen und Können hatte die himmelstürmenden Pläne des Freundes in technisch ausführbare Bahnen zu lenken gewußt, und so waren die beiden, die sich gegenseitig vorteilhaft ergänzten, bald mit einigen Neuerungen in der Flugzeugkonstruktion hervorgetreten, die die Beachtung weiterer Kreise fanden. Für die nötigen Versuche hatte der ältere Bruder Bodo, der auf Rolf Brandt große Stücke hielt, willig die erforderlichen Mittel hergegeben, und so waren die Aussichten für das Unternehmen der beiden Freunde recht gut gewesen.

Seit ungefähr einem Jahre vor seinem tragischen Tode hatte Graf Bodo von Schönburg die Zuschüsse an seinen Bruder wegen seiner bevorstehenden Verheiratung eingeschränkt und schließlich ganz eingestellt. Dadurch wurden anfangs die Versuche sehr erschwert, und schließlich war der Betrieb in den Werkstätten des Grafen Konstantin Schönburg nahezu lahmgelegt.

Die Bemühungen des jüngeren Grafen, seinen Bruder zu erneuter Hilfeleistung zu veranlassen, waren ohne Erfolg gewesen, und auch Brandt hatte nichts zu erreichen vermocht.

Von anderer Seite die erforderlichen Mittel zu bekommen, war zu jener Zeit nicht möglich, da die Versuche noch nicht weit genug vorgeschritten waren.

So hatte sich eine gewisse Trübung in den Beziehungen der beiden Brüder eingestellt. Brandt aber war von dieser Zeit ab dem Hause des Grafen Bodo ferngeblieben. Da er der eigentliche Leiter des ganzen Unternehmens war, erschien ihm die Verweigerung der Mittel seitens des Grafen Bodo als ein Beweis des Mißtrauens, der ihn schwer verletzte.

Ohne jedoch weiter nach den Gründen für diese Änderung in der Haltung des Grafen zu forschen, gab er sich dem Gefühl des Verletztseins voll hin, während Graf Bodo, dem jede persönliche Nichtachtung fernlag, sich bemühte, den Jugendfreund wieder in sein Haus zu ziehen. So war es ihm gelungen, allmählich die Zurückhaltung des Ingenieurs zu überwinden, und kurz vor der unglücklichen Nacht, die des Grafen Leben ein Ziel setzte, war jener zu den auf der Herrschaft stattfindenden Jagden erschienen.

Er hatte sich gefreut, wieder in den ausgedehnten Revieren dem Reidwerk obliegen zu dürfen, in denen er früher seiner Passion unbeschränkt nachgehen durfte.

Katharina von Hollen hatte den Ingenieur durch den Grafen Konstantin Schönburg kennengelernt, der ihn als seinen Mitarbeiter in dem Hause des Finanzmannes einführte. Sowohl das Mädchen wie der Geschäftsmann hatten an dem frischen jungen Menschen mit seinem energischen, offenen Gesicht und seinem trotzdem so bescheidenen, wohlgezogenen Auftreten von Anfang an Gefallen gefunden. Moro war außerdem durch die Erzählungen des Grafen auf die Konstruktionen des Ingenieurs aufmerksam geworden und brachte ihnen ein gewisses Interesse entgegen, ohne sich jedoch schon damals zur Finanzierung, das heißt zu großzügiger Auswertung der neuen Ideen verstehen zu können. Seine häufigen Besuche in den Werkstätten des Grafen aber bewiesen, daß er diesem Gedanken nicht etwa fernstand, sondern nur den geeigneten Zeitpunkt abwarten wollte. (Fortf. folgt).

## Erster Frühlingstag.

Ein Verchenlied beginnt, noch reiseband und zag . . .  
Und unterm Dache Spaken fröhlich lärmten.  
Im Laumelstflug vorbei früh-frühe Mädeln schwärmen.  
— Rings Sonnenlicht. Rings erster Frühlingstag.  
Doch weint der Winter noch von allen Bäumen,  
In Schleiern liegt die Berne noch und Weite . . .  
Was sie auch birgt — sie ruft!  
So schreit ich, schreite . . .  
Und reife Knospen meinen Weg mir säumen.  
Und Fintentus springt auf im dunklen Tag.  
— Rings Sonnenlicht! —  
Rings erster Frühlingstag!

Seinz-Oskar Schönhoff.

## Der Gelegenheitskauf.

Von Pierre Rezelof.

Seit langem wünscht er sich ein Auto. Alle Freunde haben eins. Seine Besitzlosigkeit demütigt ihn. Er schläft kaum mehr, und wenn er schon einmal schläft, fahren ihm die schönsten 5-Zylinder auf den Leib.

Wie bringt man Rifette bei, wie unumgänglich notwendig das Sparen für ein kleines Auto ist, das ihr Wirtschaftsgeld schmälern müßte?

Er ist ein gescheiter Mann. Er hat zur Erzielung seines Wunsches einen Plan entworfen, der dem gewiegtesten Frauenkenner Ehre gemacht hätte.

Bei jedem Ausgang macht er Rifette auf die wachsende Zahl der Damen aufmerksam, die ihren eigenen Wagen lenken. „Da — noch eine! Ein famoseres Mädel! Hast du gesehen?“

Eines Tages, als sie auf der Terrasse eines Restaurants in St. Germain sitzen, fährt ein Auto vor, in dem ein junger Mann lehnt. Seine Begleiterin sitzt am Rad. Die beiden steigen aus und setzen sich an den Nebentisch. Während des Essens wendet er keinen Blick von den Nachbarn, so daß Rifette schon wütend wird. Als die beiden fort sind, fragt sie denn auch ipis: „Was hast du denn an den beiden? Da gibt's doch nichts Besonderes?“

„O doch, ich fand sie recht schick!“ schwärmt er. „Wie sie am Steuer saß . . . Handelt du nicht?“

„Vielleicht“, zude Rifette die Achseln.

Am nächsten Sonntag überlegt Rifette, nachdem sie den Himmel befragt hat, der für den ganzen Tag Sonnenschein verspricht: „Was machen wir heute?“

Er winkt ab. „Am besten ist's, man bleibt zu Haus. Bei dem schönen Wetter ist doch alles unterwegs. Und auf den Fahrten geht jede Erholung flöten.“

„Das stimmt“, seufzt Rifette. „Wenn wir ein Auto hätten . . .“

Darauf hat er nur gewartet. Er bedt. Doch er zögelt seine Ungeduld. Erst eine Stunde später, als seine Frau noch immer klagt: „Schrecklich! an einem so herrlichen Tag in der Stadt hocken zu müssen!“ wirft er leicht hin. „Wie wär es wirklich mit einem kleinen Auto?“ und als Rifette ihn sprachlos anseht: „Ja, einem kleinen Auto, das du selbst fahren kannst?“

Rifette wird ganz rot. Er weiß nicht, ob vor Entsetzen oder Freude. Sein Herz raft. Was wird sie sagen? Doch bevor sie ein Wort hervorbringen kann, fährt er eilends fort: „Warum nicht? Alles erledigt sich viel rascher! Fahren lernst du schnell. Ah, du wirst ja entzückend am Steuer aussehen. Jeden Tag holst du mich vom Bureau ab. Sonntags fahren wir weit fort, weg von allen Leuten, mitten in die Natur.“

Rifette antwortet noch immer nicht, aber sie lächelt bei diesen Vorstellungen. Er fühlt, wie er sie gewinnt. Der Gedanke entzündet sie von Minute zu Minute. Sie sagt nicht nein, am Ende wird sie ja sagen? Monsieur schlägt vor: „Wir sehen uns mal einige Marken an. Das verpflichtet zu nichts.“

Den ganzen Tag laufen sie herum. Rifette ist vom Autofeuer ergriffen. Sie stürzen von einem Laden zum anderen. Sie sitzt auf etwa dreißig Führersitzen und probiert. Mit Wonne lauscht sie den Ausführungen der Verkäufer.

Rifette kehrt mit blutroten Wangen heim, einen Band Prospekte unterm Arm, im Kooft einen Wust technischer Fachworte, mit denen sie ihren Freundinnen imponieren wird.

Die Sache macht sich! Er triumphiert. Nur kurze Zeit Geduld — und er ist am Ziel aller Wünsche. Rifette stürzt sich mit Feuereifer auf die Kataloge, sie verzichtet freiwillig auf einen Teil des Wirtschaftsgeldes und kümmernt sich um die notwendigen Neuanschaffungen. Ein Glück, daß sie rechtzeitig entbedt, daß ihr Kostüm unmdalich zum chauffieren paßt! Am nächsten Tag besitzt sie zwei neue Mäntel: einen grauen und einen beigefarbenen aus warmem, leichtem Stoff, dazu vier bunte Schals und drei kleine Hüte, die ihr Goldhaar im Wind festhalten.

Er lächelt über diese Anschaffungen und öffnet freigiebig die Börse. Er träumt von seinem Steg! Auf dem Geburtstagstisch findet Rifette nur einen Umschlag mit einem Scheck: „Für dein Auto.“ Er kennt seine Frau. Die Autosucht gibt sich! Eine Panne — und das Auto ist sein!

Abends erwartet er Rifette am festlich gedeckten Abendbrotlich. Sie kommt etwas später, glühend, hübsch wie noch nie. Sie setzen sich zum Essen — doch da stimmt etwas nicht. Er sieht seine Frau prüfend an. Sie hat etwas auf dem Dersgen. Aber sie schweigt. Sie lächelt wohl, doch wie schuldbehalten. . . .

Nach 12 Uhr nähert sie sich vorsichtig ihrem Mann. „Liebster“, flüstert sie mit sehnlichen Augen, „ich, ich habe . . .“

„Was gibt's denn, Kind?“ Es wird ihm unbehaglich.

Rifette gibt sich einen Ruck. „Ich habe . . . Du wolltest mir doch das kleine Auto schenken. Das kleine Auto . . .“

„Gewiß. Es gehört dir.“

„Sag: Ist es für mich? Wirklich für mich ganz allein?“

„Ja, ja, ja“, stottert er.

„Ein Glück, daß ich das weiß! Nämlich . . . als ich nachmittags mit Lisi durch die Strahlen schlenderte, sahen wir da einen Pelzmantel ausgestellt . . . ein Gelegenheitskauf! Sag ich dir . . . ein himmlischer Pelzmantel für nur 100 000 Franken . . . stell dir vor! Da habe ich gedacht: das Auto bleibt mir, das kann ich mir immer kaufen. Aber solch ein Mantel . . .“

„Und?“ bebt er.

„Ich habe ihn genommen. Du mußt begreifen, solche Gelegenheiten bietet sich nicht wieder! Das ist doch richtig, nicht wahr?“

„Ja, das ist . . . richtig“, krächzt er, vor dessen Augen das Zimmer einen Charleston aufführt.

„Ach, bist du lieb! — Ich freue mich ja viel mehr mit dem Mantel. Er ist wunderbar — solch ein Gelegenheitskauf.“

(Berechtigte Übersetzung von Ursel Ellen Jacobs.)

## Welt u. Wissen

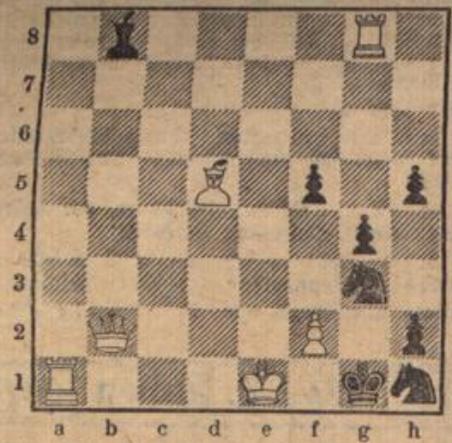
Der Schornstein macht das Schiff. Für das reisende Publikum gehört der Schornstein zu den wichtigsten Erscheinungen des Schiffes. Ja, die Schornsteine haben bisweilen einen entscheidenden Einfluß auf die Beliebtheit eines Passagierdampfers. Es ist bei den Schiffsahrtsgesellschaften eine bekannte Erfahrung, daß Reisende, besonders solche aus dem Binnenland, bei der Auswahl des Schiffes von der Zahl und Größe der vorhandenen Schornsteine bestimmt werden. So hat kürzlich eine Gesellschaft von Auswanderern sich geweigert, an Bord eines Schiffes zu gehen, weil es nur einen Schornstein hatte, während die Matate in dem Schiffsahrtsbureau ganz deutlich drei Schornsteine gezeigt hatten. Man nimmt daher beim Bau der Schiffe und bei der Propaganda auf diese merkwürdige „Schornstein-Vorliebe“ des Publikums Rücksicht. Auf den Ansichten der Schiffe in den Werbeschriften und den Postkarten sind die Schornsteine besonders deutlich zu sehen, häufig mit einer stattlichen Rauchfahne, die dem Schiff einen besonders einladenden und romantischen Eindruck verleihen soll. Schornsteine haben eben noch verschiedene andere Zwecke als die, den Rauch aus den Kesseln abzuleiten. Außer dem Propagandawert sind sie häufig mit einer bestimmten Farbe geschmückt, die das Wahrzeichen der Schiffsahrtlinie ist, wie z. B. bei der englischen „Blauen Schornstein-Linie“. Man nimmt auf die Schornsteine so viel Rücksicht, daß man ihnen mehr Raum einräumt, als sie eigentlich auf einem modernen Luxusdampfer beanspruchen dürften. Hier dehnen sich ja die Wintergärten, Schwimmbäder, Ballräume usw. immer mehr aus, und die Passagiere legen großen Wert auf die Geräumigkeit dieser Anlagen. Deshalb wollen sie aber auf die geliebten Schornsteine keineswegs verzichten, und die vier stattlichen „Rauch-Türme“, die etwa die „Mauretania“ oder die „Olympic“ auszeichnen, haben viel zu dem Ruh dieser Schiffe beigetragen. Es wird aber immer schwieriger, für die Schornsteine den notwendigen Platz zu finden. Bei dem größten Dampfer der Welt, der „Majestic“, hat man einen interessanten Ausweg gefunden: um eine große Flucht von Räumen durch das ganze Schiff hin zu erhalten, wurde der Rauch, wenn er die Kessel verläßt, durch ein weiterzweigtes Netz von Röhren getrennt und nach den Seiten des Schiffes geführt, wo er dann vereintigt durch die Schornsteine aufsteigt. Die drei hohen Schornsteine auf dem Oberdeck gehen also nicht durch die verschiedenen Decks zu den Kesselräumen hindurch und lassen so wertvollen Raum frei. Bei den sich immer mehr einbürgenden Motorschiffen werden die Schornsteine bereits zur leeren Attrappe, denn hier gibt es keine Dampfessel, und die Rauchentwicklung ist so schwach, daß sie leicht durch besondere Methoden verteilt werden kann. Trotzdem hält man auch bei solchen Schiffen noch vielfach an den Schornsteinen fest, weil nun einmal „der Schornstein das Schiff macht“. Aber so eingewurzelt solche Vorurteile auch sein mögen, sie verschwinden doch schließlich, und die Zeit wird kommen, da man einen Schornstein auf dem Schiff mit ebenso viel Verwunderung betrachten wird, wie wir heute die majestätisch geschwellten Tafelagen auf den Mastbäumen der alten Karawellen beschauen.

# Spiele und Rätsel

## Schach

Bearbeitet von Gustav Mohr.

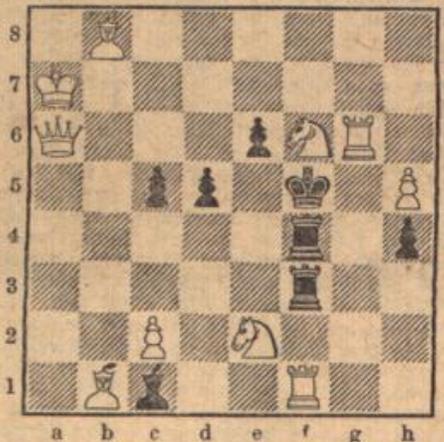
Nr. 29. J. C. Wainwright.



WeiB: Ke1, Db2, Ta1, g8, Ld5, Bf2.  
Schwarz: Kg1, Sg3, h1, Lb8, Bf5, g4, h2, h5.  
Matt in 2 Zügen.

Nr. 30. K. A. L. Kubbel.

In einem russischen Turnier mit dem ersten Preis gekrönt.



WeiB: Ka7, Da6, Lb1, b8, Se2, f6, Tf1, g6, Bc2 h5.  
Schwarz: Kf5, Lc1, Tf3, f4, Bc5, d5, e6, h4.  
Matt in 2 Zügen.

Die Rochade leitet ihren Namen von Roche ab, wie früher der Turm hieß. Manche Schachfreunde, obschon sie das Spiel schon lange betreiben, kennen oft die Bedingungen nicht genau, unter denen die Rochade erlaubt ist. Sie ist der einzige Fall im Schachspiel, wo mit einem Zuge zwei Figuren bewegt werden, jedoch in jeder Partie nur einmal. Als Schutzmaßnahme für den König ermöglicht sie es ihm, sich öfters aus einer bedrängten Lage zu retten. Man sei daher stets auf der Hut, daß der Gegner diesen sehr wichtigen Zug nicht vereitelt. Bei der Rochade wird der Turm an den König herangezogen und der König sodann auf die andere Seite des Turmes neben diesen gestellt. Dabei ist die Frage entstanden, welche Figur zuerst gezogen werden muß. Die Spielregeln des Deutschen Schachbundes überlassen diese Wahl dem Spieler, während es in manchen Ländern Vorschrift ist, den König zuerst zu bewegen. Bedingung zur Rochade ist, daß beide Figuren ihre ursprüngliche Plätze noch nicht verlassen haben und die Felder zwischen ihnen auf der Randseite leer sind. Ebenso wenig darf der König rochieren, wenn er im Schach steht, auch kann er sich einem Schachgebot durch die Rochade nicht

entziehen. Und endlich ist es dem König nicht erlaubt über ein Feld hinweg zu gehen, das durch einen feindlichen Stein beherrscht wird. Dagegen darf die Rochade stattfinden, wenn der Turm angegriffen ist oder über ein Feld hinweggehen muß, das von einem feindlichen Stein bestrichen ist. Nach Alain White, der bekanntlich zuerst eine systematische Einteilung der Probleme vornahm, ist die Rochade im Problem erlaubt, wenn sich aus der Stellung die Wahrscheinlichkeit ergibt, daß König oder Turm noch nicht gezogen haben. Die deutschen Problemdichter haben von dieser Freiheit nur wenig Gebrauch gemacht, wohl in der Meinung, daß die starre Stellung dieser beiden Figuren der schöpferischen Phantasie wenig Möglichkeiten bietet und dennoch ist es sehr wohl tunlich in diesem engumgrenzten Gebiet manche witzige Pointe anzubringen.

**Partie Nr. 14.** Gespielt im Städtekampf zu Wien 1925.  
WeiB: L. Prokes (Prag), Schwarz: O. Zander (Berlin).

1. e4—e5, 2. Lc4—Sf6, 3. d4—e×d4, 4. Sf3—S×e4, 5. Dd4—Sd6? Nicht theoretisch und von zweifelhaftem Wert. Besser ist: Sg5. 6. 0-0—Sc6!, 7. Te1+—Se7, 8. Lb3—f6 9. Dd5!—g5, 10. S×g5. Sehr richtig. Es droht Df7+ mit folgendem Matt. 10. ... f×g5, 11. L×g5—h6, 12. Sc3! fein gespielt. 12. ... Th7, 13. Dg8—h×g5, 14. D×h7. Schwarz gibt auf. Eine gewaltige Ueberrumpfung. Dies war die kürzeste Partie des Wiener Turniers.

**Lösungen:** Nr. 17. 1. Da4+—K×b6, 2. Ld6; 1. ... Kc7, 2. Ld8+. Nr. 18. 1. Lb8—c2, 2. d4+; 1. ... Ld3, 2. Ke5; 1. ... d5, 2. e7. Angegeben von Hugo Habermann.

## Rätsel

Bilderrätsel.



Halall.

Das „Erste“ bedeutet stets das Ende  
Von Reise, Zeit, von Schuß und Leben,  
Das „Zweite“ läßt als Teil vom Ganzen  
Man sich von Brot und Früchten geben;  
Das „Ganze“ ist erklärlich  
Dem Schützen unentbehrlich.

Scherzrätsel.

Das „Erste“ ist die Hälfte des „Zweiten“,  
Das „Ganze“ nennt man Mantel.  
Wer kann's deuten?

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 80.

**Bilderrätsel:** Ein Held ist wer sein Leben Großem opfert.  
— Aus alten Zeiten: Raubritter. — Veränderlich: Fähr, Fuhre, Föhre.

Richtige Lösungen sandten ein: Max Birnbaum u. Hermann Sipper, La Bullmann, Sigrd Chasanowsky, Theodor Harnoß, Emmamaria Herrmann, Frau Hede Kauffmann, Sophie Karlsbach, Willy Krbier, Gretel Trost, Fritz u. Charlotte Ulrich, sämtlich aus Wiesbaden; Paul Köpcke aus Hieblich; Anna Flick aus Offenbach u. Emma Hauso aus Rambach; Martha Lackeret aus Ladenburg a. N.